Bettina Blum

»Flintenweiber« und »Emma Peels«

Polizistinnen und Waffen in Deutschland

Die Frage der Bewaffnung spielt im Polizeidienst eine große Rolle. Die Ausstattung mit Waffen dokumentiert die Fähigkeit, Gewalt auszuüben, sowie die Berechtigung, dies zur Aufrechterhaltung staatlicher Autorität auch zu tun. Das Tragen einer Waffe ist zudem mit Männlichkeitsbildern verknüpft. Die Polizistin, die offen eine Pistole oder einen Schlagstock trägt, bricht mit der Geschlechterpolarität und stellt die Idee der vermeintlich von Natur aus friedfertigen Frau in Frage. Daher wurde die Bewaffnung von Polizistinnen nicht nur innerhalb der männlichen Polizei, sondern auch unter den Beamtinnen sowie in der Öffentlichkeit und in den Medien jahrzehntelang kontrovers diskutiert: Konnten Polizistinnen Waffengewalt ausüben, ohne ihre Weiblichkeit zu verlieren und ohne die Männlichkeit und die Schlagkraft der Polizei zu schwächen? Konnten andererseits Frauen die Haltung der Polizei zu Gewalt verändern und andere Formen polizeilichen Handelns entwickeln? Diese Diskussionen um waffentragende Polizistinnen sind vor dem Hintergrund größerer Debatten zu betrachten: Einerseits berühren sie die gesellschaftliche Ordnung der Geschlechter und andererseits die Frage nach legitimer Gewaltausübung der Polizei.

Dieser Beitrag analysiert in erster Linie die Diskussionen in der britischen Besatzungszone und der BRD bis zur Einstellung von Frauen in die (uniformierte) Schutzpolizei Anfang der 1980er Jahre. Der räumliche Fokus liegt auf Nordrhein-Westfalen, da hier die weibliche Polizei personell am stärksten ausgebaut war.[1] Ergänzend ziehe ich Entwicklungen der Weimarer weiblichen Polizei heran, die für die westdeutschen Beamtinnen Vorbildcharakter hatte, und werfe einen Blick über die innerdeutsche Grenze in die sowjetische Besatzungszone und die DDR, wo diese Frage unter anderen Vorzeichen verhandelt wurde.[2] Einleitend

Für die freundliche Genehmigung, Abbildungen ihrer Artikel abzudrucken, danken wir der *Neuen Rhein Zeitung* (NRZ) und dem *Stern* (Abb. 2–4). Die drei Aufnahmen aus dem Foto-Shooting hat Herbert Peterhofen gemacht. Auch er hat uns eine Abdruckerlaubnis erteilt. Vielen Dank auch dafür. Sollten wir übersehen haben, dass durch unseren Abdruck noch weitere Rechte tangiert sind, bitten wir um eine Mitteilung an den Verlag.

1 Laut einer Berufsinformation der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung gab es 1960 in der BRD insgesamt nur 802 Polizistinnen. Über ein Drittel der Beamtinnen war in NRW tätig (272 Planstellen). Mit weitem Abstand folgten Berlin mit 117 und Niedersachsen mit 110 Planstellen. Alle anderen Länder beschäftigten deutlich unter 100 Beamtinnen; Schlusslicht waren Schleswig-Holstein mit 24 und das Saarland mit 13 Beamtinnen. In: Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (Hg.), Blätter zur Berufskunde, Polizeibeamtin, Bielefeld 1960, S. 12.

2 Die Frage der Bewaffnung von Polizistinnen wurde seit der Weimarer Republik diskutiert. Ende der 1920er Jahre wurden die ersten Beamtinnen in Baden und Sachsen (als uniformierte Polizistinnen) sowie in Preußen und Hamburg (in der »Weiblichen Kriminalpolizei«) eingestellt. Überall konzentrierte sich die Arbeit der Beamtinnen auf junge Frauen, die im Verdacht standen, sich zu prostituieren, sowie auf verwahrloste und kriminell gewordene Kinder und weibliche Jugend-

steht die Frage im Vordergrund, inwieweit das (polizeiliche) Waffentragen mit Vorstellungen von Männlichkeit verbunden war und ob bzw. in welcher Weise diese Kopplung eine geschlechtsspezifische Öffnung oder eine Neubewertung polizeilicher Gewaltausübung zuließ. Im Anschluss daran nehme ich das weibliche Gegenkonzept einer bewusst unbewaffneten Polizei genauer in den Blick sowie die Diskussionen um die Rücknahme dieses Konzepts ab den späten 1960er Jahren. Mit den gesellschaftlichen Umbrüchen der 1970er Jahre veränderte sich der Blick auf bewaffnete Frauen. Die Waffe in weiblicher Hand konnte als Symbol erreichter Emanzipation gelten – aber auch als Gefährdung der Gesellschaftsordnung, denn nun rückte auch die »Gegenspielerin« der Polizistin in den Blick: die Terroristin. Da zur Abgrenzung der westdeutschen Position bisweilen auf die Volkspolizei der DDR Bezug genommen wurde, stelle ich abschließend kurz Leitlinien der ostdeutschen Entwicklung vor. Neben Schrift- und Bildquellen werden auch Interviews mit (ehemaligen) Polizistinnen in beiden Teilen Deutschlands ausgewertet.[3]

Waffentragen als Symbol männlicher Stärke

Obwohl die Polizei sich in der Weimarer Republik um fachliche Professionalisierung und um eine stärkere Bürgernähe bemühte, blieben Ausbildung, Auftreten und Selbstbild weiterhin militärisch bestimmt.[4] Polizeimajor Paul Riege versicherte 1926, dass nur der übergreifende staatliche Blick erkennen könne, was für das Gemeinwohl förderlich sei. Daher hätten Polizisten als »Träger der Staatsgewalt« den Auftrag, Vorschriften und Anordnungen in jedem Fall durchzusetzen und benötigten dafür neben körperlicher Stärke und Willenskraft auch Waffen:

liche. Gegenüber diesen Zielgruppen wollten die Beamtinnen – anknüpfend an die von der Frauenbewegung entwickelte Idee der »sozialen Mütterlichkeit« – nicht nur repressiv auftreten, sondern vor allem Hilfsangebote vermitteln. Die Organisationsform der »Weiblichen Kriminalpolizei« bestand während des »Dritten Reichs« und in der Bundesrepublik bis in die 1970er Jahre hinein fort. Hier arbeiteten die Beamtinnen stets unbewaffnet. Erst mit der Einbeziehung von Frauen in die allgemeine Kriminalpolizei ab den späten 1960er Jahren und der uniformierten Schutzpolizei ab Ende der 1970er Jahre durchliefen westdeutsche Polizistinnen eine reguläre Waffenausbildung. In der sowjetischen Zone und der DDR wurden männliche wie weibliche Polizeiangehörige an der Waffe ausgebildet, bewaffnete Frauen traten jedoch im Straßenbild selten auf. Vgl. Bettina Blum, Polizistinnen im geteilten Deutschland. Geschlechterdifferenz im staatlichen Gewaltmonopol vom Kriegsende bis in die siebziger Jahre, Essen 2012, S. 43–46 und S. 330–344.

3 Ich habe insgesamt 23 Frauen befragt, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit bzw. in den 1960er und 1970er Jahren in die ost- oder westdeutsche Polizei eingestellt wurden. Die Interviews wurden als Leitfadeninterviews durchgeführt und in Anlehnung an die Methode der Grounded Theory ausgewertet.

4 Peter Leßmann, Mit »Manneszucht« gegen »irregeleitete Volksgenossen«. Bildung und Ausbildung der preußischen Schutzpolizei in der Weimarer Republik, in: Herbert Reinke (Hg.), »… nur für die Sicherheit da …«? Zur Geschichte der Polizei im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1993, S. 71–93, hier v. a. S. 84 f.; Richard Bessel, Militarisierung und Modernisierung: Polizeiliches Handeln in der Weimarer Republik, in: Alf Lüdtke (Hg.), »Sicherheit« und »Wohlfahrt«. Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1992, S. 323-343, hier v. a. S. 323–329.

»Mag der Polizist nun seine Waffe ziehen gegen einen gemeinen Verbrecher oder gegen politische Revolutionäre, er deckt mit seinem Körper die Staatshoheit, er ist der Arm der Obrigkeit, deren Hauptaufgabe darin besteht, Gefahren, die einer ruhigen Entwicklung des staatlichen und vaterländischen Lebens drohen, abzuwehren.«[5]

Um einen effektiven Schutz der staatlichen Ordnung zu gewährleisten, sei vor allem für den Fall innenpolitischer Krisen eine militärische Ausbildung notwendig.[6] Übungen mit Handgranaten und Maschinengewehren waren in den 1920er Jahren weiterhin Teil der Polizeiausbildung.[7] Dennoch suchte das preußische Innenministerium nach Möglichkeiten, die Polizei vom Militär abzugrenzen, und veränderte unter anderem das Waffenarsenal. Zwar blieben die »Blankwaffen« Säbel und Degen als Symbole militärischer Hierarchien erhalten, ihnen kam jedoch nur noch eine repräsentative Funktion zu. Für den alltäglichen Einsatz stattete das Innenministerium ab 1924 seine Polizisten mit Gummiknüppeln aus, wodurch die Folgen polizeilicher Gewaltanwendung abgemildert werden sollten. Vor allem in Bezug auf die Niederschlagung politischer Unruhen blieben allerdings manche Polizeiführer dem Knüppel gegenüber skeptisch und propagierten den Einsatz der Schusswaffe.[8] Auch für die Polizisten selbst blieb die Waffe ein zentrales Element ihres Selbstbildes. Bochumer Schutzpolizisten funktionierten beispielsweise das Lesezimmer ihrer Unterkunft zum Schießstand um und veranstalteten dort regelmäßig Preisschießen.[9] Bildungsstreben musste der Waffenfaszination und Demonstrationen männlicher Stärke weichen.

Die Bedeutung der Waffe als selbstverständlicher Teil des polizeilichen Leitbildes wurde Ende der 1920er Jahre in Frage gestellt, als in vier deutschen Länderpolizeien die ersten Polizistinnen eingestellt und ihre Kompetenzen sowie die Art ihrer Inszenierung und Bewaffnung ausgehandelt wurden. Männliche Polizisten fürchteten eine »Verweiblichung der Polizei« und damit eine Herabsetzung ihrer Autorität und Schlagkraft.[10] Mit der Aufnahme der ersten Frauen in den männlichen Berufsstand musste eine weibliche von einer männlichen Sphäre abgegrenzt und ein jeweils eigenes Leitbild formuliert werden.[11] In den Abgrenzungsdebatten spielte die Waffe als Symbol eine wichtige Rolle. Häufig wurde die Ermächtigung zum Waffengebrauch mit männlicher Kraft gekoppelt und dem Bild weibli-

5 Paul Riege, Polizist sein – heißt ein ganzer Kerl sein! Psychologische Betrachtungen, in: Die Polizei, 23 (1926) 13, S. 349–350.

6 Ebd.

7 Bessel, Militarisierung, S. 326.

8 Michael Sturm, »Unter mir wird alles weich« – Eine Geschichte des Polizeischlagstocks, in: Alf Lüdkte/Herbert Reinke/Michael Sturm (Hg.), Polizei, Gewalt und Staat im 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2011, S. 325–347, hier S. 329.

9 Daniel Schmidt, Schützen und Dienen. Polizisten im Ruhrgebiet in Demokratie und Diktatur 1919–1939, Essen 2008, S. 176 f.

10 Diese Angst wurde bereits 1912 nach der Anstellung der ersten Fürsorgerinnen bei der Polizei geäußert. In: Polizeiliche Fürsorgerin, in: Die Polizei, 9 (1912) 11, S. 217–220, hier S. 220.

11 Zur Einstellung der ersten Polizistinnen vgl. Blum, Polizistinnen, S. 40–55; dies., Weibliche Polizei – soziale Polizei? Weibliche (Jugend)Polizei zwischen Demokratie und Diktatur 1927–1952, in: Wolfgang Schulte (Hg.), Die Polizei im NS-Staat. Beiträge eines internationalen Symposiums an der Deutschen Hochschule der Polizei in Münster, Frankfurt a. M. 2009, S. 511–537; Ursula Nienhaus, »Nicht für eine Führungsposition geeignet …« Josephine Erkens und die Anfänge weiblicher Polizei in Deutschland 1923–1933, Münster 1999.

cher Schwäche gegenübergestellt. So bemühte sich die *Preußische Polizeibeamten-Zeitung* 1929 um Darstellung männlicher Überlegenheit:

> *»In die Regionen wirklich krimineller Frauen wird der weibliche Kriminalist nie gelangen. Dort muß man gegebenenfalls auch bereit sein, der polizeilichen Notwendigkeit Geltung mit der Waffe in der Hand zu verschaffen, dort gibt es Gefahr für Leib und Leben, und hierzu ist die Frau ihrer ganzen Struktur und Veranlagung nach nicht zu gebrauchen.«*[12]

Aber auch die Beamtinnen selbst lehnten eine Bewaffnung ab. Sie verstanden sich als eine »andere« Polizei, die einen sozial bestimmten Auftrag gegenüber gefährdeten und kriminellen Kindern und jungen Frauen hatte und die Ausübung von Gewalt ablehnte, schon um das Vertrauen ihrer Klientel zu gewinnen.[13] Gegen Ende der Weimarer Republik setzte sich das preußische Modell einer nicht uniformierten und unbewaffneten Weiblichen Kriminalpolizei (WKP) als reinem Frauenkommissariat innerhalb der Kriminalpolizei durch.[14] Der Aufbau einer unbewaffneten Frauenpolizei als Gegenpol zur männlichen Polizei ermöglichte es der Polizeiführung, nach außen die »Freundin und Helferin« als Symbol einer reformorientierten Polizei zu präsentieren, während die männlichen Beamten weiterhin einen militärischen Habitus pflegen konnten.

1937 wurde die Weibliche Kriminalpolizei zwar mit jugendspezifischen Aufgaben in das Gewaltsystem des »Dritten Reichs« einbezogen, sie blieb jedoch weiterhin unbewaffnet.[15] Die männlichen Kollegen durchliefen dagegen einen starken Militarisierungsprozess, denn nationalsozialistische Polizeitheoretiker planten, die Trennlinie zum Militär aufzulösen. Vor allem während des Zweiten Weltkrieges galt der militärisch agierende, häufig in Polizeibataillonen eingesetzte »Polizei-Soldat« als neues Leitbild.[16] Nicht nur im militärischen Einsatz, auch im Alltag forderten Polizeichefs einen raschen und harten Waffengebrauch.[17] So kritisierte beispielsweise das Kommando der Hamburger Schutzpolizei 1943, dass zwei Wachtmeister gegen Steine werfende Jugendliche nur Warnschüsse abgegeben hatten: »Das war falsch. In diesem Falle hätte gemäß der Waffengebrauchsbestimmung sofort scharf geschossen werden müssen.«[18]

12 H. W., Wozu die männliche Kriminalpolizei nicht länger schweigen kann!, in: Preußische Polizeibeamten-Zeitung, 16 (1929) 28, S. 545–547.

13 Vgl. etwa Grete Henne-Laufer, Weibliche Kriminalbeamtin in Preußen, in: Arbeiterwohlfahrt, 12 (1929), S. 363–367.

14 Blum, Polizistinnen, S. 4346, vgl. auch Fußnote 1.

15 Ausführungsanweisungen des RKPA vom 19.5.1938 zum Runderlass des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern vom 24. November 1937, Landesarchiv NRW, Abteilung Ostwestfalen-Lippe (LAV NRW OWL), M 1 I P Nr. 1677, Bl. 272–282.

16 Sturm, Polizeischlagstock, S. 329 f.

17 »RdErl. d. RMdI vom 2.8.1939«, zitiert in: Gerhard Wettschereck, Die Schießausbildung der deutschen Polizei: ein Trauerspiel?, in: Die Polizei, 62 (1971) 7, S. 202–207, hier S. 202.

18 »Protokoll der Kommandeurbesprechung der Schutzpolizei Hamburg am 4.11.1943«, Staatsarchiv Hamburg, 331–1 I 88, abgedruckt in: Herbert Diercks, Dokumentation. Die Hamburger Schutzpolizei und das System der Konzentrationslager, in: KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.), Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 15: Polizei, Verfolgung und Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bremen 2013, S. 183–195, hier S. 186.

Nach Kriegsende gehörten Entwaffnung und Demilitarisierung von Polizei und Gesellschaft zu den zentralen Besatzungszielen. Der Schusswaffengebrauch war in den ersten Nachkriegsjahren verboten bzw. stark reglementiert. Nach heimischem Vorbild stellte die britische Besatzungsmacht das Leitbild einer unbewaffneten »Bürgerpolizei« auf, in der polizeiliche Autorität nicht an das Tragen einer Waffe gekoppelt war, und versuchte, die Gewaltbereitschaft unter den deutschen Polizisten zu brechen.[19] In den Richtlinien zur Neugestaltung der Polizei in der britischen Zone war der Grundsatz festgelegt: »Gemäß der genehmigten Politik muss der Charakter der deutschen Polizei in dem Prozess der Reorganisation so geändert werden, daß kein Zweifel mehr herrscht, daß dieselbe nur aus Zivil-Polizeibeamten und nicht aus einem getarnten Militär besteht.«[20] Hinsichtlich bewaffneter Straftäter betonte eine Unterrichtsanweisung 1947, dass die Waffe eben gerade kein Symbol von Macht und Stärke sei, sondern Angst und Unsicherheit verrate: »Die Schusswaffe ist gewöhnlich die Waffe eines schwachen Menschen, Personen, die Schusswaffen bei der Begehung von Verbrechen bei sich führen, sind gewöhnlich feige.«[21] Doch eine solche Erkenntnis konnte natürlich auch auf Polizisten angewandt werden. Konsequenterweise forderten die Briten, dass diese sich durch Wachsamkeit, Mut, persönliche Autorität, engen Kontakt zur Bevölkerung sowie überlegtes und planvolles Handeln »gegenüber dem Durchschnittsmenschen« auszeichnen sollten und aufgrund dieser Überlegenheit keine Waffe benötigten.[22]

Diese Neuausrichtung schien die Abgrenzung der Geschlechter zu gefährden. Die Idee einer zivilisierten Polizei, in der Männer und Frauen kollegial und unbewaffnet zusammenarbeiten sollten, machte Polizisten wie Polizistinnen Angst. Beide Seiten fürchteten, ihre spezifische Legitimation zu verlieren. Die Forderung nach einem waffenlosen und stattdessen persönlich überzeugenden Auftreten – in Notfällen ergänzt durch die Unterstützung von Kollegen oder aus der Bevölkerung – hatte bisher in Deutschland nur für Polizistinnen Geltung gehabt.[23] Die Übertragung eines solchen Vorgehens auf Männer traf nun auf Widerstand, denn diese befürchteten, »würdelos oder unmännlich« zu wirken.[24] Auf der anderen Seite befürchteten manche Polizistinnen bei einer Auflösung der bisher geltenden geschlechtsspezifischen Praxen eine »Überfremdung« ihrer Arbeit, da sie damit als kleine Gruppe innerhalb der Polizei unsichtbar würden.[25] Die von den Briten eingeführte gemein-

19 Vgl. hierzu: Sturm, Polizeischlagstock, S. 331; Stefan Noethen, Alte Kameraden und neue Kollegen. Polizei in Nordrhein-Westfalen 1945–1953, Essen 2003, S. 89 f.; Herbert Reinke/Gerhard Fürmetz, Polizei-Politik in Deutschland unter alliierter Besatzung, in: Hans-Jürgen Lange (Hg.), Staat, Demokratie und Innere Sicherheit in Deutschland, Opladen 2000, S. 67–86.

20 »Richtlinien der Militärregierung über die Neugestaltung der Polizei in der britischen Zone«, 25.9.1945, Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland (LAV NRW R), NW 152/1.

21 »Örtliche Polizeiausbildung (IM NRW)«, Unterrichtsanweisung Nr. 13b für August 1947 (nach einer Ausarbeitung von Col. V. G. Shewring), LAV NRW R, BR 2006/97.

22 Ebd.

23 So hatte etwa der badische Ministerialrat Barck 1928 betont, dass die Polizeibeamtin sich mit »Ruhe und Besonnenheit« sowie der Unterstützung des Publikums besser durchsetzen könne als mit der Waffe in der Hand. In: Lothar Barck, Ziele und Aufgaben der weiblichen Polizei in Deutschland, Berlin 1928, S. 71.

24 »Örtliche Polizeiausbildung (IM NRW)«, Unterrichtsanweisung Nr. 14 für September 1947 (Verkehrserziehung), LAV NRW R, BR 2006/97.

25 Grethe Henne, Die bekannte Weibliche Kriminalpolizei – ein unbekannter fürsorgerischer Beruf, in: Mitteilungsblatt des Deutschen Berufsverbandes der Sozialarbeiterinnen e. V., Jan./Feb. 1956, S. 1–6.

same Ausbildung weiblicher und männlicher Polizeianwärter verstärkte diese Angst, denn hier unterlagen auch die Frauen der militärischen Grußpflicht und mussten »jeden Morgen in der Reihe ihrer männlichen Kollegen zum Appell antreten, wobei nach englischen Kommandos marschiert und exerziert wurde«.[26] Dies bedeutete für die Beamtinnen einen Bruch mit ihrem sozial bestimmten Leitbild. Sie forderten daher eine klare Abgrenzung der weiblichen Polizei von der männlichen und damit auch den rein weiblichen Verzicht auf Bewaffnung.[27]

Der sich zuspitzende Ost-West-Konflikt und Angst vor politischen Unruhen bewirkten schließlich ab den späten 1940er Jahren die schrittweise Wiederbewaffnung der männlichen Polizei.[28] Damit erlebten auch alte Leitbilder eine Renaissance, die von den älteren an die jungen Kollegen weitergegeben wurden. An den Polizeischulen unterrichteten viele Beamte, die ihre Laufbahn während des Nationalsozialismus begonnen hatten und häufig auch in den besetzten Gebieten eingesetzt und dort in die Vernichtungspolitik eingebunden gewesen waren. In der Ausbildung wandten viele die Methoden an, mit denen sie selbst »geschliffen« worden waren.[29] Durchsetzungskraft behielt in der Nachkriegspolizei einen hohen Stellenwert. Auch die nächste Polizistengeneration maß diese aber nicht an verbalen Kompetenzen oder gesetzmäßigem Handeln, sondern in erster Linie an der Fähigkeit zur Gewaltausübung.[30]

Das Bild starker männlicher Polizisten, die mit der Waffe in der Hand unerschrocken ihr Leben gegen das »Verbrechertum« aufs Spiel setzten, muss jedoch hinterfragt werden. Trotz der immer wieder postulierten männlichen Entschlusskraft und Stärke war der polizeiliche Waffeneinsatz oft fehlerhaft und endete immer wieder unbeabsichtigt tödlich.[31] Ab den 1960er Jahren sind in Fachzeitschriften zunehmend Artikel und Stellungnahmen zu diesem Thema zu finden. Autoren kritisierten eine mangelnde Vorsicht im Umgang mit der Waffe, Unbedachtsamkeit bei polizeilichem Einschreiten, Selbstüberschätzung und fehlende Eigensicherung. Häufig träfen Polizist und Straftäter unvorbereitet aufeinander. »Dann wird beiderseitig darauf losgeknallt, und es überlebt, wer zuerst schießt«, resümierte ein Artikel in

26 Grete Gipkens, Die weibliche Kriminalpolizei in der Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart, in: Friederike Wieking (Hg.), Die Entwicklung der weiblichen Kriminalpolizei in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, Lübeck 1958, S. 118–134.

27 »Protokoll der Tagung der weiblichen Polizei des Landes NRW in der Landespolizeischule Düsseldorf«, 19.2.1948, Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen (LAV NRW W), Polizeipräsidien Nr. 920.

28 Noethen, Kameraden, S. 122.

29 Viele junge Polizisten litten unter dem militärischen Drill, so dass ein beachtlicher Teil der Anwärter den Dienst quittierte. Herr L. berichtete, dass er sich als junger Mann bei der Polizei beworben hatte, um der Wehrpflicht zu entgehen, dann aber »vom Regen in die Traufe gekommen« sei: Bei der Bundeswehr »war drei Monate Ausbildung, bei der Polizei – ein ganzes Jahr. Und zum Teil eine üble Schleiferei!« (Interview mit sechs ehemaligen Polizisten der Polizeiinspektion Remscheid am 15.5.2013).

30 Ein Polizist erinnerte sich 2013 an einen älteren Kollegen, der ihm in den 1960er Jahren Respekt eingeflößt habe: »Hatte Riesen-Hände, konnte ne Kneipe allein leermachen! Aber keinen Vorgang schreiben, hat immer drei Tasten auf einmal gedrückt! LACHEN (…) Der machte die Kneipe alleine leer! ›Lasst mich das mal machen!‹ Dann flogen die raus und dann war Ruhe! Wurd' kein Vorgang geschrieben! LACHT Das war Faustrecht oder irgendwas so.« (Interview mit sechs ehemaligen Polizisten der Polizeiinspektion Remscheid am 15.5.2013).

31 Wolfgang Siedschlag, Zur Diskussion um die Bewaffnung der Polizei, in: Die Polizei, 62 (1971) 7, S. 208–210; Rainer Ohlsen, »Vorsicht – Schußwaffen«, in: Die Polizei, 76 (1985) 1, S. 13–18.

der *Kriminalistik* 1962.[32] Viele Kritiker beanstandeten die ungenügende polizeiliche Schießausbildung. So waren etwa in NRW in den 1960er Jahren beim jährlichen Übungsschießen pro Person nur 27 Schüsse vorgesehen – nach Ansicht von Fachleuten viel zu wenig, um jemanden zum sicheren Schützen auszubilden.[33] Die Innenministerien beschäftigten sich offenbar erst spät mit Ursachen und Folgen fehlerhaften polizeilichen Waffengebrauchs. Hinzu kam, dass die Polizeipräsidien in den einzelnen Ländern entsprechende Informationen lange unterschiedlich behandelten.[34] Erst seit 1976 führte die Polizeiführungsakademie in Hiltrup im Auftrag der Länderinnenministerkonferenz eine Statistik über den polizeilichen Schusswaffengebrauch in der BRD, hielt diese Zahlen aber zunächst unter Verschluss.[35]

Ab 1978 stellten einzelne Bundesländer sukzessive Frauen in der Schutzpolizei ein.[36] Damit traten erstmals auch Frauen öffentlich sichtbar bewaffnet auf. Ebenso wie Männer zeigten sie nach außen hin, dass sie fähig und ermächtigt waren, in Notfällen Waffengewalt auszuüben. Gleichzeitig erwartete man jedoch von Schutzpolizistinnen, dass sie durch kommunikative Kompetenzen aggressive Situationen entspannten, um es gar nicht erst zu Gewalt kommen zu lassen.[37] Die weibliche Waffennutzung einerseits und die Forderung nach einem veränderten Umgang mit Aggressionen andererseits mögen Bemühungen zugute gekommen zu sein, die Waffe von Assoziationen mit (männlicher) Stärke und Unerschütterlichkeit zu entkoppeln. Mitte der 1980er Jahre gerieten psychische Ursachen und Folgen fehlerhaften Schusswaffengebrauchs in den Blick. Die Vorstellung männlicher Unerschütterlichkeit hatte Brüche bekommen und auch innerhalb der Polizei war die Erkenntnis gereift, dass Mut und Entschlusskraft allein nicht ausreichten, um in einer gefährlichen Situation unter Stress die richtige Entscheidung zu treffen. In NRW wurde beispielsweise mit einem »Antistress-Training« begonnen, um Beamte (und Beamtinnen) für die psychische Bewältigung schwieriger Lagen zu schulen.[38]

Waffentragen, soziale Kompetenz und Sicherheit

Die ersten Polizeibeamtinnen hatten ein abweichendes Modell von Polizeiarbeit entwickelt, das explizit auf direkte Gewaltausübung verzichtete und soziale Kompetenzen betonte. Die ersten Frauen, die in den 1920er Jahren in die WKP eintraten, etablierten sich als Expertin-

32 Camillo Ehrlich, Zum Schußwaffengebrauch, in: Kriminalistik, Jan. 1962, S. 11–13.
33 Wettschereck, Schießausbildung, S. 202–207.
34 Ebd.
35 Joachim Wagner, Auf Sachen geschossen – Personen getroffen. Statistik über polizeilichen Schußwaffengebrauch, in: Kriminalistik, 10 (1983), S. 470–472.
36 In Berlin wurden 1978 die ersten Schutzpolizistinnen eingestellt, NRW folgte 1982 und Bayern als letztes Land 1990. In: Beate Hüser, Polizistinnen und Politessen. Frauen im Polizei- und Ordnungsdienst, hg. von der Polizeigeschichtlichen Sammlung Paderborn e. V. anläßlich einer Ausstellung auf der Paderschau in Paderborn vom 13.–21.4.1991, Paderborn 1991, S. 30.
37 Frauen in der Schutzpolizei, in: Die Polizei, 77 (1986) 10, S. 377. Auch eine Interviewpartnerin berichtete, dass von ihr bereits zu Beginn ihrer Laufbahn ein besonderes Einfühlungsvermögen erwartet worden sei: »Also, wir waren mal einmal bei einem Suizid, ein Sechzehnjähriger hatte sich durch Schlaftabletten im eigenen Zimmer das Leben genommen. Und die Mutter war außer sich! Die war nicht zu beruhigen! Und dadurch dass es ‘ne Frau war, sollte ich mich um die Frau kümmern. Also, die hat die ganze Wohnung zerschlagen! Das war ausgesprochen schwierig und trotzdem hat der Kollege mir das so überlassen!« Interview mit Frau K. am 14.5.2007.
38 Ohlsen, »Vorsicht – Schußwaffen«, S. 13–18.

nen für die Bearbeitung von Kinder- und weiblicher Jugendkriminalität sowie für den Umgang mit misshandelten oder verwahrlosten Kindern und in die Prostitution abgleitenden jungen Frauen. Vor Eintritt in die Polizei hatten sie eine soziale Ausbildung absolviert und dabei Kompetenzen entwickelt, die sich von den Anforderungen an männliche Polizeianwärter deutlich unterschieden: Die Beamtinnen setzten statt auf schematisches Handeln auf individuelles und selbstständiges Vorgehen und versuchten, Autorität auszustrahlen, ohne direkten Zwang auszuüben.[39] Da die Bevölkerung sie als Helferinnen wahrnehmen sollte, empfanden sie eine Bewaffnung als kontraproduktiv.[40] Die Beamtinnen entwickelten ein abgestuftes System polizeilichen Einschreitens und versuchten, über eine höfliche und korrekte, dabei aber klare und entschiedene Ansprache, aggressive Haltungen zu entspannen.[41] Diese Praxis galt zunächst ausschließlich für das Experiment »weibliche Polizei«. Eine ihrer Wegbereiterinnen – Josephine Erkens[42] – verfolgte jedoch das ehrgeizige Ziel, langfristig männliche und weibliche Polizei stärker miteinander zu verschmelzen. Männliche Polizisten sollten von den Erfahrungen ihrer Kolleginnen lernen, und gemeinsam sollten sie die Polizei reformieren.[43]

Dies gelang jedoch nicht. Im Gegenteil, das Leitbild der weiblichen Polizei als unbewaffnet und sozial kompetent wurde, wie bereits beschrieben, in der Nachkriegszeit als bewusster Gegenpol zur männlichen Polizei neu konstruiert. Die Polizistinnen lernten zwar den Umgang mit der Pistole, sie erhielten aber keine reguläre Schießausbildung.[44] Sie orientierten sich stattdessen an den Weimarer Idealen. »Wenn Sie weder Muskelkraft noch Waffen haben, dann müssen Sie ja irgendwie intelligenter in Ihrem Verhalten [sein] – vorsichtiger, kann man auch sagen«, betonte eine Interviewpartnerin.[45] Durch die Entwicklung sozialer Kompetenzen fühlten sie sich sicher. Auch in gefährlichen Gegenden, wo man »keinen Streifenwagen hinstellen« konnte, hätten sie sich nicht bedroht gefühlt.[46] Allerdings lehnten die Beamtinnen Gewalt nicht grundsätzlich ab – sie sollte nur nicht von ihnen selbst ausgeübt werden. Da sie gefährliche Aktionen stets in männlicher Begleitung durchführten, konnten die Kollegen sie in Notfällen gegebenenfalls durch Gewaltausübung schützen.[47] Das nord-

39 Vgl. Blum, Polizistinnen, S. 43–55.

40 Henne-Laufer, Weibliche Kriminalbeamtin, S. 363–367.

41 Blum, Polizistinnen, S. 52–54.

42 Die 1889 in Düsseldorf geborene Josephine Erkens legte 1920 an der niederrheinischen Frauenakademie Düsseldorf ihr Examen als Wohlfahrtspflegerin ab. Ab Februar 1922 arbeitete sie als Polizeifürsorgerin in Köln. Sie war in der Frauenbewegung organisiert und gehörte dem Weltbund für Frauenstimmrecht an. 1923–25 leitete sie das Pilotprojekt der Weiblichen Polizei, die Frauenwohlfahrtspolizei in Köln. 1927 wurde sie zur Leiterin der reformorientierten Weiblichen Kriminalpolizei in Hamburg ernannt, die jedoch ab den frühen 1930er Jahren aufgelöst wurde. (Nienhaus, Führungsposition, S. 21–29 und S. 35–81).

43 Josephine Erkens, Grundsätzliches zur Frage der weiblichen Polizei, in: dies. (Hg.), Weibliche Polizei. Ihr Werden, ihre Ziele und Arbeitsformen als Ausdruck eines neuen Wollens auf dem Gebiete der Polizei, Lübeck 1925, S. 18–66, hier S. 61.

44 Vorschrift über die Waffen- und Schießausbildung der Polizei im Lande Nordrhein-Westfalen, Zentral-Polizeischule und Polizei-Institut Hiltrup, Kreis Münster (Westf.), Münster 1949.

45 Interview mit Frau W. am 20.10.2005.

46 Interview mit Frau D. und Frau L. am 14.5.2007.

47 »Protokoll der Tagung der weiblichen Polizei des Landes NRW in der Landespolizeischule Düsseldorf«, 19.2.1948, LAV NRW W, Polizeipräsidien Nr. 920.

rhein-westfälische Innenministerium unterstützte eine solche geschlechtspezifische Arbeitsteilung.[48]

Das Bild des starken Mannes, der mit der Waffe in der Hand seine Kollegin schützen muss, wurde erst Ende der 1960er Jahre infrage gestellt, als innerhalb der Polizei über die Abschaffung der WKP und die Einbeziehung von Frauen in die allgemeine Kriminalpolizei diskutiert wurde. Gründe dafür lagen in der Personalknappheit, in Veränderungen im polizeilichen Jugendschutz und in Forderungen älterer WKP-Beamtinnen nach besseren Aufstiegsmöglichkeiten, die sie nur in der allgemeinen Kriminalpolizei finden konnten. Zwar blieb die WKP in NRW bis 1978 bestehen, parallel setzte das Polizeipräsidium Düsseldorf aber ab 1968/69 als erste Behörde sowohl WKP-Beamtinnen als auch junge Frauen aus freien Berufen in allgemeinen Kommissariaten ein.[49] Die Bewaffnung von Frauen blieb jedoch ein Streitpunkt. Zunächst nahmen auch die neu eingestellten Beamtinnen nicht an der regulären Schießausbildung teil.[50] Als die Zahl der Kriminalistinnen stieg, erschien ihre mangelhafte Ausbildung als Sicherheitsproblem. Da unbewaffnete Beamtinnen weder sich selbst noch Kollegen schützen konnten, erwog das nordrhein-westfälische Innenministerium eine Änderung.[51] 1971 wurden die ersten Beamtinnen mit einer Pistole ausgerüstet. Im September 1974 ordnete das Innenministerium dann die generelle Bewaffnung von Kriminalbeamtinnen an – allerdings unter der Voraussetzung, dass diese vorher eine reguläre Ausbildung durchliefen und sich mit der Bewaffnung einverstanden erklärten.[52] Grund für diese Einschränkung war die alte Laufbahnverordnung für die WKP, die eine Bewaffnung von WKP-Beamtinnen ausschloss. Etliche von ihnen beriefen sich nun auf dieses Sonderrecht.[53] Im Juli 1975 waren neun Beamtinnen der KPB Düsseldorf nicht bereit, Dienstwaffen zu tragen,[54] im August 1977 noch immer sieben (von 40) Frauen.[55]

Die meisten Beamtinnen, die keine Waffe tragen wollten, kamen aus der WKP. Für sie symbolisierte die Waffe eine gewaltbereite Polizei, die ihrer Idee einer »sozialen Polizei« widersprach.[56] Mit dem zunehmenden Druck, sich an der Pistole ausbilden zu lassen, kamen neue Ängste hinzu. Die WKP-Beamtinnen erlebten, dass ihre Arbeit an Legitimation verlor, ihre langjährigen jugendpolizeilichen Erfahrungen nicht mehr anerkannt und sie selbst zunehmend in eine Außenseiterrolle gedrängt wurden. Um den sicheren Umgang mit der

48 »Rundschreiben der Abt. PS, HQ NRW in Düsseldorf an ›all PSO‹s supervising Forces«, 5.4.1948; LAV NRW R, BR 1106/20.

49 Blum, Polizistinnen, S. 174–193. Mehrere Beamtinnen waren im 2. Kommissariat (Sittendelikte) tätig, das viele Berührungspunkte mit der Arbeit der WKP aufwies, andere im 3. Kommissariat (Körperverletzung) oder im 6. Kommissariat (einfacher Diebstahl). Selbst im 1. Kommissariat (Mordkommission) arbeiteten Kriminalistinnen, obgleich es in diesem als »Elite« geltenden Kommissariat besonders schwer war, als Frau von den Kollegen anerkannt zu werden.

50 KPB Düsseldorf: »Aktenvermerk vom 7.2.1974«; Polizeipräsidium Düsseldorf (PPD), unverz. Die im Polizeipräsidium Düsseldorf lagernden Akten wurden 2009 an das LAV NRW R in Düsseldorf abgegeben.

51 Aktenvermerk (IM NRW), 31.1.1974, LAV NRW R, NW 324/93.

52 IM NRW an die Regierungspräsidenten vom 7.9.1974; PPD, unverz.

53 Interview mit Frau L. und Frau W. am 17.11.2005.

54 K1 Düsseldorf: »FS-Bericht über die Organisation der WKP vom 3.7.1975«; PPD, unverz

55 Fernschreiben des IM NRW an alle Regierungspräsidenten und Kreispolizeibehörden vom 29.8.1977; PPD, unverz.; handschriftlich ausgefüllt.

56 So etwa: Wiltrud Wehner-Davin, Gleiche Rechte – gleiche Pflichten. Kriminalbeamtinnen erhalten Dienstwaffen, in: Kriminalistik, 10 (1975), S. 464.

Waffe zu lernen, hätten sie als etwa 50-jährige Frauen gemeinsam mit jungen Anwärtern die Schulbank drücken müssen. Diese Aussicht erschien ihnen höchst unattraktiv.[57] Zwar verzichteten auch manche männliche Kriminalbeamten auf das Mitführen einer Waffe, sie diskutierten diese persönliche Entscheidung aber nicht.[58] Nur ältere WKP-Beamtinnen problematisierten das Waffentragen öffentlich und machten es dadurch zu einem weiblich konnotierten Politikum, dessen sich auch die Presse annahm.[59] Die *Westfälische Rundschau* brachte mit der Formulierung, die älteren Beamtinnen wollten sich »keine Pistole unters Dienstjacket stecken lassen«, das Gefühl auf den Punkt, dass die erzwungene Bewaffnung einen Übergriff darstellte.[60]

Mehrere Westberliner Beamtinnen klagten aus Gewissensgründen gegen die Bewaffnung und ordneten ihren Protest in eine gesamtgesellschaftliche Diskussion ein, indem sie sich mit Kriegsdienstverweigerern verglichen. Sie wollten sich nicht zum »Herrn über Leben und Tod« machen lassen. Viele Westberliner Beamtinnen waren gewaltsame Situationen durchaus gewohnt, aber Angst und persönliche Gefahr rechtfertigten es ihrer Meinung nach nicht, »einen anderen abzupflücken«, wie der *Spiegel* eine Beamtin zitierte. Das Nachrichtenmagazin sprach den Punkt an, ob die von Frauen formulierte Gewissensfrage »ansteckend« sei und das Waffentragen der Polizei grundsätzlich infrage gestellt werden könnte.[61] Dagegen gab es innerhalb der Polizei jedoch starke Widerstände – die Definition von legitimer polizeilicher Gewalt sollte keine Änderung erfahren. Utemaria Bujewski kritisierte dies in der *Emma* als Unterdrückung weiblicher sozialer Ansätze. Das »sozial-fürsorgerische« Projekt einer weiblichen Polizei sei durch männliche Beamte und männliche Richter zu Fall gebracht worden. Da die meisten Polizistinnen nur in der Zeugenvernehmung tätig seien, bräuchten sie keine Waffen. Damit sei das Urteil des Bundesverfassungsgerichts als »Machtprobe« zu werten, die Frauen gegen Männer verloren hätten.[62] Auffällig ist in der Argumentation, dass auch Bujewski die Grundannahme, dass Sicherheit und Ordnung letztlich nur durch Waffengewalt herstellbar seien, nicht hinterfragte. Sie forderte keine Übernahme weiblicher Ansätze durch die männliche Polizei, sondern die Wahrung einer weiblichen Sonderstellung. Weiblichkeit war für sie mit »männlicher« Gewalt nicht vereinbar. Bujewski reduzierte die inhaltliche Auseinandersetzung auf den Aspekt eines Geschlechterkampfes und kritisierte eine Beamtin, die die Ausstattung von Polizistinnen mit Waffen forderte, als eine Frau, die »die offizielle Anschauung bereits verinnerlicht« habe.[63]

Das Bild der Polizei als eine starke Organisation, die jeder Gefahr schlagkräftig zu begegnen hatte, setzte sich durch. Für manche Situationen schien Waffengewalt unbedingt erforderlich, und für solche Situationen sollten männliche und weibliche Kripobeamte grundsätzlich in gleicher Weise eingesetzt werden können. Eine ehemalige WKP-Beamtin beklagte, dass diese seltenen Einsätze die Waffendiskussion bestimmten und nicht die vielfältigen Alltagsaufgaben der Kriminalpolizei, für die keine Waffen notwendig seien. Dadurch verändere sich das Leitbild der Kriminalpolizei und waffenlos agierende Beamtinnen verlören

57 Interview mit Frau W. und Frau L. am 17.11.2005.
58 Vgl. hierzu Wehner-Davin, Gleiche Rechte, S. 464.
59 Ebd.
60 Peter W. Graf, Nicht jede »Kripofrau« will Dienst mit der Pistole schieben, Westfälische Rundschau, 6.2.1976.
61 Ebd., S. 55.
62 Utemaria Bujewski, Müssen Polizisten Waffen tragen?, Emma, 3 (1980), S. 42 f.
63 Ebd.

ihre Legitimation: »Das Urteil des Berliner Verwaltungsgerichtes wird […] der Abgesang für die letzten Beamtinnen der ›Weiblichen Kriminalpolizei‹ und einer Tradition sein, die von ihnen getragen worden ist.«[64]

Innerhalb der Polizei hatte die WKP tatsächlich keine Stimme mehr, die hier tätigen Beamtinnen wurden zunehmend in eine Nische und in eine Außenseiterposition gedrängt.[65] Nicht nur den männlichen Kollegen, auch jungen Anwärterinnen war die WKP-Position häufig nicht verständlich.[66] Die jungen Frauen waren mit einem veränderten Geschlechterbild aufgewachsen, und sie empfanden die Ausbildung an der Pistole nicht mehr als unvereinbar mit ihrem Selbstverständnis als Frau. Die Ausstattung mit einer Waffe erschien ihnen als Selbstverständlichkeit: »Ja, so wie wir die Kriminalmarke kriegten, so kriegten wir auch die Waffe, und wir nahmen beides, weil es für uns zu dem Beruf gehörte«, erklärte eine Interviewpartnerin, die 1969 zu den ersten Anwärterinnen gehört hatte.[67] Sie betonte den aktiven Part: Sie bekamen nicht nur Marke und Waffe, sondern nahmen auch beide an. Für die jungen Beamtinnen stand der Sicherheitsaspekt im Vordergrund und die grundsätzliche Weigerung, eine Pistole mitzunehmen, machte ihnen Angst: »Frau M[…] trug auch keine Waffe, die ging überall ohne Waffe hin! Das war zum Beispiel für mich völlig unakzeptabel! – Frau M[…] muss ich immer beschützen, wenn ich die mitnehme!«[68] Die Waffe grenzte nun nicht mehr die beiden Geschlechter voneinander ab, sondern auch die unterschiedlichen Frauengenerationen.

Emanzipation durch die Waffe?

Die ersten Kriminalbeamtinnen in allgemeinen Kommissariaten wurden von Kollegen und Vorgesetzten häufig als Gegenmodell zur WKP und als neuer Beamtinnentypus wahrgenommen: als »selbstbewußte und emanzipierte Frau von heute«.[69] Zwar war seit der Weimarer Republik die Existenz von Polizistinnen mit dem Begriff »Feminismus« in Verbindung gebracht worden,[70] noch entschiedener wurde nun allerdings die weibliche Bewaffnung mit dem neuen frauenpolitischen Schlagwort »Emanzipation« gekoppelt.[71] Die Frage, ob Frauen

64 Wehner-Davin, Gleiche Rechte, S. 464.

65 Vgl. etwa: PP Düsseldorf an den IM über den RP Düsseldorf vom 2.11.1970; PPD, unverz.

66 Ingrid Heidkamp, Die Stellung der Frau in der Kriminalpolizei, in: Der Kriminalist, 2/1973, S. 107–109.

67 Interview mit Frau L. und Frau W. am 17.11.2005.

68 Interview mit Frau K. am 14.5.2007.

69 Kriminaloberrat Pfister (Tübingen), Die WKP aus der Sicht des Leiters K eines mittelstädtischen und ländlichen Dienstbezirks, in: Ilse Matthes (Hg.), Die WKP in einer modernen Kriminalpolizei. Schlussbericht über das Seminar für Leitende Beamtinnen der WKP und Leiter größerer Kriminaldienststellen mit WKP vom 4.–8. Oktober 1971 im Polizei-Institut Hiltrup, Hiltrup 1971, S. 171–189, hier S. 177.

70 H. W., Kommentar zum Artikel »Wozu die männliche Kriminalpolizei nicht länger schweigen kann! Preußische Polizeibeamtenzeitung Nr. 28/1929«, in: Arbeiterwohlfahrt, 17 (1929), S. 541.

71 Sicheres Gefühl, Der Spiegel, Nr. 29 (1975), 14.7.1975, S. 55. Noch 1980 betonte *Die Polizei* in einem Artikel, dass die Einstellung von Schutzpolizistinnen kein »Ergebnis einer krampfhaften Emanzipationsmode« sei (Frauen in der Schutzpolizei, in: Die Polizei, 71 (1980) 9, S. 294). Der Begriff »Feminismus« prägte in den 1920er Jahren frauenpolitische Forderungen, verblasste aber im »Dritten Reich«. Die Frauenbewegung der späten 1960er und 1970er Jahre erhob zunächst den Begriff »Emanzipation« – als Befreiung der Frau – zur Leitvokabel; später setzte sich »Feminismus« als programmatischer Begriff in der autonomen Frauenbewegung durch. Siehe dazu:

erst durch die Waffe in der Hand volle Gleichberechtigung erlangten, wurde jedoch nicht nur für die Polizistin, sondern auch für ihren »Gegenpart« – die Terroristin – gestellt.

Seit den späten 1960er Jahren veränderte sich innerhalb der Polizei das Frauenbild. Dabei sorgten nicht nur Veränderungen innerhalb der Organisation und Forderungen nach Gleichberechtigung in der Gesellschaft für ein modifiziertes Rollenmodell für Polizeibeamtinnen, auch die Populärkultur, insbesondere Film und Fernsehen, wirkten hier prägend. Von 1965 bis 1968 strahlte das ZDF die britische Serie *The Avengers* (*Mit Schirm, Charme und Melone*) mit der Hobby-Agentin Emma Peel als Hauptfigur aus: Selbstbewusst, wissenschaftlich und technisch begabt, attraktiv, charmant und humorvoll repräsentierte sie die moderne – und weiblich geprägte – Welt. Ihr Partner war der hauptberufliche Agent John

Frau Kommissar zieht die Hosen an

Von NRZ-Redakteurin BEATE BRÖHL

An Rhein und Ruhr. Die einen denken an verbiesterte Blaustrümpfe, die mit moralisierendem Zeigefinger den verlängerten Arm des Pfarrers spielen — andere belächeln sie als Möchtegern-Emma-Peels, die von Waffen gerade so viel verstehen, daß es ausreicht, nicht aus Versehen zu schießen. Das Bild, das sich die Bevölkerung von der Weiblichen Kriminalpolizei (WKP) macht, ist verschwommen und durch Vorurteile geprägt. Seit die WKP in Düsseldorf ins Gerede kam, weil NRW-Innenminister Burkhard Hirs te, wittern Christdemokraten Schwächung im Kampf geg jubeln „Wekapistinnen" darü einem Abstellgleis „vor sie gleichberechtigt neben ihr Dienst tun sollen. In allen K Polizeioberen sprechen von „I

Was in Düsseldorf die Gemüter bewegt (Kripo-Chef Gustav Janzik: „Da spielen eine Menge Emotionen eine Rolle") ist für die Kölner bereits Schnee von gestern. Am 1. Januar 1975 vollzog sich in der Domstadt, sozusagen in aller Stille, wozu sich bisher nur Schleswig-Holstein und das Saarland nicht haben entschließen können: Die weibliche Kriminalpolizei wurde aufgelöst. „Warum auch nicht", gibt Pressestellenleiter Herwart Rösch vom Polizeipräsidum Köln zu bedenken. „Heute gibt es keine Polizeidienststelle mehr in ganz Köln, in der keine Frau arbeitet."

Wozu also eine eigene WKP, fragt man sich, wenn man hört, daß sich die Frauen nach den „Umsetzungen" in die

Ein Akt der Emanzipation

einzelnen Kommissariate wohl fühlen und von ihrem Chef, Leitender Kriminaldirektor Dr. Manfred Gundlach, auch noch ein dickes Lob bekommen: „Sie sind ausgesprochen erfolgreich."

Die liebgewordene Rollenverteilung — hier vierschrötiger Drachen mit „instinkthafter Mütterlichkeit", also prädestiniert, sich verwahrloster Frauen und tatverdächtiger Kinder anzunehmen, dort karatekundiger scharfschießender und -denkender Kommissar, der den „schweren Jungs" die Handschellen anlegt — hatte bisher noch ei-

Mit einem Lächeln und viel Wumm in den Knochen erledigte „Karate-Emma" jeden Ganoven — doch die TV-Polizistin wird von ihren „echten" Kollegen nur belächelt.
NRZ-Foto: Ringpress

Abb. 1: Kriminalbeamtinnen als »Emma Peels«? (*Neue Rhein-Zeitung*, 15.3.1976)

Karin Böke, »Männer und Frauen sind gleichberechtigt«. Schlüsselwörter in der frauenpolitischen Diskussion seit der Nachkriegszeit, in: Georg Stötzel/Martin Wengeler, Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1995, S. 447–516, hier S. 482–490.

Steed, der für »die alte Welt« stand: ein Gentleman alter Schule, mit altmodischem Charme und Humor, immer korrekt und im Zweifelsfall durchaus schlagkräftig. Kampfbereit war allerdings auch Emma Peel und stets kompetent sowohl in diversen Selbstverteidigungstechniken als auch im Umgang mit verschiedensten Waffen. Sie behauptete sich selbstbewusst in der Männerwelt, ohne jedoch die Struktur dieser Welt zu hinterfragen und ohne persönlich Forderungen zu stellen. Damit stellte sie keine Bedrohung für die von Steed repräsentierte traditionelle Gesellschaftsordnung dar.[72]

Die Serie wurde in der Zeit ausgestrahlt, als die ersten Frauen in die allgemeine Kriminalpolizei kamen. Der neue Beruf verband sich mit der neuen Fernsehheldin. Während die WKP das traditionelle Modell sozialer Mütterlichkeit verkörperte, präsentierte die Kriminalbeamtin die moderne emanzipierte – und sexuell attraktive – Frau mit der Pistole in der Hand (Abb. 1).[73]

Der WDR strahlte in seinem Nachrichtenmagazin *Hier und Heute* am 16. Februar 1970 einen Beitrag dazu aus: »Emma Peel. Frauen bei der Polizei«. Die Filmmusik der TV-Serie untermalte den Vorspann. In kurzen Einblendungen erschienen auf dem Bildschirm in rascher Folge junge Frauen in Judoanzügen, die Kampfbewegungen ausführten, Hände mit einer Pistole sowie ein weiblicher Kopf. Dann ertönte der Knall eines Schusses. Dieser Vorspann verband den bewaffneten Einsatz mit Weiblichkeit und charakterisierte diesen durch die Verbindung zur Filmheldin als emanzipiert und modern. Der Kommentator war begeistert: »Attraktive Damen lernen Schießen und Verbrecherjagen wie Emma Peel. Eine absolute Novität! Das gibt es bisher noch in keinem anderen Bundesland!« Die Sendung versuchte allerdings, die jungen Beamtinnen nicht als revolutionär darzustellen, sondern als ganz normale Frauen. Die Kamera begleitete die jüngste, eine erst 21-jährige Düsseldorfer Kriminalbeamtin. Der Beitrag zeigte sie mit einem Kuscheltier an ihrer Seite lesend auf dem Bett, sie wohnte noch bei ihren Eltern, und die Mutter ermahnte sie vor Dienstantritt zur Vorsicht: »Markier nicht den dicken Mann!« Auf diese Weise in bürgerliche Normalität eingebettet, erschienen die Pistole und die Szene im Schießkeller zwar noch als Sensation, aber nicht als eine Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung.[74] Dass die ersten Kriminalbeamtinnen in der Realität noch nicht an der Waffe ausgebildet wurden und dementsprechend keine Waffe trugen, spielte keine Rolle. Für die Aussage des Films war die Pistole unverzichtbar, denn nur sie symbolisierte den letzten Schritt in die Männerwelt.

Andere Medien zogen nach. Sie bezeichneten Kriminalbeamtinnen in Anlehnung an die Filmfigur als »Emma Peels« oder einfach kurz als »Emmas«.[75] Die ersten Düsseldorfer Kriminalanwärterinnen mussten ein Fotoshooting für große Illustrierte über sich ergehen lassen, bei dem auch die Waffe eine Rolle spielte, bei dem sie aber auch spielerisch ihre Kriminalmarken wie Monokel ins Auge klemmen, im Schwimmbad vorzeigen oder einen Schornsteinfeger küssen sollten (Abb. 2–4).

72 Lars Baumgart, Das Konzept Emma Peel. Der unerwartete Charme der Emanzipation. »The Avengers« und ihr Publikum, Kiel 2002.

73 Beate Bröhl, Frau Kommissar zieht die Hosen an, Neue Rhein-Zeitung, 15.3.1976.

74 Alle Zitate aus dem Nachrichtenbeitrag »Emma Peel. Frauen in der Polizei« (Hier und Heute), ausgestrahlt am 16.2.1970 im WDR.

75 Z. B.: »Emma Peel's« in Nordrhein-Westfalen auf dem Vormarsch, in: Die Polizei, 64 (1973) 11, S. 340; Eine zarte Seele macht noch keine Emma Peel, Süddeutsche Zeitung, 19.3.1977; Bernd Lamark, Immer mehr Emmas bei der Kripo, Tageszeitung tz München, 8.2.1979. Der Name »Emma« verwies auf Emma Peel; die feministische Monatszeitschrift *Emma* erschien erst ab 1977.

Abb. 2: Polizistinnen als Sensation

Abb. 3: Foto-Shooting für die Medien …

Abb. 4: … anlässlich der Einstellung der ersten Kriminalbeamtinnen in Düsseldorf

Eine dieser Beamtinnen betonte im Interview ihr Unwohlsein mit dieser Aktion, in der sie sich als fremdbestimmt wahrnahm:

»Erstmal waren wir alles gestandene Frauen! Wir hatten schon alle ne Berufsausbildung hinter uns, wir hatten uns alle schonmal bewährt und wir wussten, wo wir standen! … Ist man aber neu, macht man natürlich alles mit, auch wenn man sich ein bisschen komisch dabei vorkommt, sich schon ein bisschen schämt. Aber die Behörde fand das damals gut.«[76]

Auf einem Foto, das der *Stern* veröffentlichte, sitzen die jungen Frauen um einen Tisch herum und sehen aufmerksam nach vorn zu einem Mann, der etwas erhöht auf der Tischkante sitzt, mehrere Pistolen vor sich liegen hat und eine davon in der Hand hält (Abb. 5).[77]

Eine Interviewpartnerin erinnerte sich an die gestellte Aufnahme, die die Waffe als Sensation präsentierte, und an die Differenz zur Realität: »Da hab ich noch dieses Bild – war aus dem *Stern* – wie Herr W[…] mit uns da sitzt und […] 'ne Waffe auseinandernimmt. Das war's dann, ne! […] Das war unsere Waffenausbildung.«[78] Eine andere Kollegin erinnerte sich sogar mit einer gewissen Erbitterung an diese Aufnahmen: »Dann hat die Presse auch natürlich das Sagen, was sie will, ne. Und die Presse will immer etwas Spektakuläres! Eine Frau ohne Waffe ist – völlig wertlos! Eine Frau mit Waffe ist schon was.«[79] Das mussten auch die älteren WKP-Beamtinnen feststellen, die aktive Lobbyarbeit betrieben und sich in ihrem Einsatz für ihre eigenen Interessen und für das Leitbild einer sozialen unbewaffneten Polizei durchaus emanzipiert fühlten. Zuweilen zollte die lokale Presse ihnen und ihrem Engagement

76 Interview mit Frau W. und Frau L. (hier Aussage von Frau L.) am 17.11.2005.
77 Wilfried Kleinert, Keine Angst vor Schwerverbrechern, Stern, 22 (1969) 34, S. 40.
78 Interview mit Frau L. und Frau D. am 14.5.2007.
79 Interview mit Frau W. und Frau L. am 17.11.2005.

Abb. 5: … und was der *Stern* daraus machte (1969).

Künftig nicht nur Männersache: In Düsseldorf und Köln jagen jetzt auch Frauen Mörder und Ganoven

Keine Angst vor Schwerverbrechern

Ausbildungsdienst im Streifenwagen

Die Damenriege bei der Düsseldorfer Kripo

d und Totschlag sind bei r deutschen Kriminalpolizei nicht länger nur Männersache. Ein Dutzend Frauen ist in Düsseldorf und Köln angetreten, der männerherrschaft bei der Verbrechkämpfung ein Ende zu für 611 Mark netto im

erste Leiche", erzählt Kriminalmeisteranwärterin Ger- „war ein Erhängter. Kein

in Düsseldorf mit Mord, Totschlag, Vermißtenanzeigen und Brandstiftungen – beim für Kapitalverbrechen zuständigen Ersten Kommissariat. Damit wurde in Nordrhein-Westfalen erstmals ein Tabu gebrochen, das andernorts bei der Kripo nach wie vor streng beachtet wird.

Kriminaloberrat Werner Haas, Düsseldorfs stellvertretender Kripo-Chef, zum STERN: „Es gibt Richterinnen, Staatsanwältinnen, Ärztinnen, Architektinnen – in fast allen

ihren Mann stehen wollen, müssen gesund sein, eine abgeschlossene Volksschulbildung und Berufsausbildung nachweisen, dürfen nicht älter als 30, nicht jünger als 20 und nicht kleiner als 1,55 Meter sein. Von 20 bisher in Köln und Düsseldorf geprüften Kandidatinnen bestanden zwölf die Prüfung. Drei Jahre lang werden sie nun auf ihren Dienst vorbereitet. Aber auch schon während ihrer Ausbildung beteiligen sie sich an den Einsätzen ihrer

verschont bleiben: „Wir schick nicht in die Ganovenkneipen nehmen sie auch nicht mit, unsere Greifertrupps unter sind. Das ist zu gefährlich."

Vom Schießunterricht sind ebenfalls freigestellt. Wer m kann freiwillig daran teilne „aber bewaffnen werden wi nicht" (Haas). Dagegen ist W kunde auch für die Frauen der Pflichtfach.

Nicht alle jungen Kriminal nen sind mit soviel Rücksichtn einverstanden. „Wir wollen gleiche Schießausbildung erh wie die Männer", fordert Heine, 23. „Ich würde mich j falls sicherer fühlen, wenn ich daß ich schießen kann. Oder g der Chef, ein Verbrecher beha uns zuvorkommender, nur wei Frauen sind?"

Keine der zwölf Damen bed zur Kripo gegangen zu sein. der Kripo kommen wir weite in unseren alten Berufen", g Lotte Busch, 25, eine chem Kindergärtnerin. Tatsächlich die Kriminalpolizei ihren weibl Angehörigen eine Karriere keine andere Behörde: Wer alle geschriebenen Lehrgänge erfolg absolviert, kann auch ohne itur und Studium bis in die hö

zwar Respekt,[80] gegen das starke und attraktive Bild einer pistolenbewaffneten Frau kamen sie jedoch nicht an.

Die Diskussionen um die Ausweitung des weiblichen Einsatzes innerhalb der Polizei erhielten Ende der 1970er Jahre einen weiteren Aufschwung. Gerhard Pfennig, Polizeivizepräsident von Berlin, begründete dies 1978 unter anderem mit dem »überaus starken weiblichen Anteil an der Terroristenszene«.[81] Tatsächlich bestand die terroristische Szene zwar zu etwa zwei Dritteln aus Männern, öffentlich wahrgenommen wurden aber oft insbesondere Frauen.[82] Die Soziologin und Journalistin Susanne von Paczensky dachte 1978 darüber nach, warum Frauen in der terroristischen Bewegung sichtbarer waren als in anderen Teilen der Gesellschaft:

80 Z. B.: Gero H. Hecker, Weibliche Kripo ›untergebuttert‹, in: Düsseldorfer Nachrichten, 31.1.1976; Diskussion ohne die Betroffenen, Düsseldorfer Nachrichten, 3.3.1976; Hilfe für Kripodamen. Kinderschutzbund schlägt Alarm: ›WKP‹ muß bleiben, Neue Rhein-Zeitung, 20.1.1976.

81 Gerhard Pfennig, Die Frau in der Polizei, in: Die Polizei, 69 (1978) 2, S. 40–43.

82 Reinhard Rupprecht, Lebenslaufanalysen von Terroristen Teil 2, in: Kriminalistik, 6 (1982), S. 298–302. Vgl. auch den Beitrag von Clare Bielby in diesem Heft.

»Mit vielen anderen habe ich mich gefragt: Wie kommt es wirklich, daß Frauen Terroristinnen werden? Man kann auch gründlicher fragen: Wie kommt es, daß sie Terroristinnen werden, aber nicht Ministerinnen und Gerichtsvorsitzende, nicht Fernsehmoderatoren und öffentliche Respektspersonen, die auf alles eine Antwort wissen?«[83]

Sie hinterfragte nicht nur ungleiche Zugänge zu gesellschaftlichen Positionen, sondern auch Geschlechterstereotype, die weibliche Gewalt anders und stärker wahrnehmbar machten als männliche.[84] Mit dieser differenzierten Sichtweise stand sie jedoch auf recht verlorenem Posten, denn die Beobachtung, dass Frauen als radikale politische Aktivistinnen auch vor Mord nicht zurückschreckten, verunsicherte große Teile der Bevölkerung. Obwohl sich die Terroristinnen von der Frauenbewegung distanzierten, wurde weibliche politische Gewalt häufig mit Feminismus in Verbindung gebracht und sogar als »Exzess der Emanzipation«[85] bezeichnet. Während männliche Gewalt als ein »normales« Phänomen galt, brach von Frauen ausgeübte Gewalt nicht nur punktuell mit Sicherheit und gesellschaftlichem Frieden, sondern auch grundlegend mit dem angenommenen »Geschlechtscharakter« der Frau: friedfertig und sozial kompetent. Starke Terroristinnen schienen die Geschlechter- und Gesellschaftsordnung grundlegend auf den Kopf zu stellen und machten Angst.[86] Diese Angst fokussierte sich auf die Pistole, die Frauen in der Hand hielten.

1977 stellte *Der Spiegel* ein Heft unter das Thema »Die Terroristinnen. Frauen und Gewalt« und nannte die Titelgeschichte »Frauen im Untergrund: ›Etwas Irrationales‹«.[87] In den Artikeln wurde über die Motive von »Mädchen-Militanz« und »Terror-Frauen« spekuliert. Hier prallten zwei Wahrnehmungen aufeinander: der Versuch, Terroristinnen als »Mädchen« irgendwie noch zu verniedlichen und die Angst vor einer als neu empfundenen Ausprägung von Gewalt. Sahen sich die Frauen, so fragte *Der Spiegel*, als »Weibliche Supermänner«? Der Artikel diskutierte die These, dass sich Terroristinnen »nur mit der Waffe, dem klassischen Symbol der Männlichkeit« als starke und emanzipierte Frau fühlen könnten. Dies weckte Ängste vor einer »verkehrten Welt« mit »vermännlichten« Frauen und schwachen Männern. Diese Angst war auch in der Polizei vorhanden und führte zu einer veränderten Wahrnehmung weiblicher Kriminalität.[88] Auch international rückte die Frage nach weiblicher Kri-

83 Susanne von Paczensky, Vorwort der Herausgeberin, in: dies. (Hg.), Frauen und Terror. Versuche, die Beteiligung von Frauen an Gewalttaten zu erklären, Reinbek bei Hamburg 1978, S. 9–12, hier S. 9.

84 Ebd., S. 9–12.

85 Mit dieser Phrase zitierte *Der Spiegel* den ehemaligen Präsidenten des Bundesverfassungsschutzes, Günther Nollau. Vgl. Bielby in diesem Heft. Der Begriff »Exzess der Emanzipation« wurde später auch in anderen Zeitschriften übernommen, so etwa: Wehner, Exzeß der Emanzipation? Frauen im Untergrund, in: Kriminalistik, 10 (1977), S. 458–460.

86 Alan Rosenfeld, ›Anarchist Amazons‹: The Gendering of Radicalism in 1970s West Germany, in: Contemporary European History, 19 (2010) 4, S. 351–374.

87 Frauen im Untergrund: »Etwas Irrationales«, Der Spiegel, Nr. 33, 8.8.1977, S. 22–33.

88 Vgl. etwa: Wolf Middendorf, Die Frau als politische Mörderin, in: Kriminalistik, 2 (1977), S. 78–81 und Kriminalistik 3 (1977), S. 120–124. Der weibliche Anteil am Terrorismus wurde auch hervorgehoben in: Reinhard Rupprecht, Lebenslaufanalysen, S. 298–302. Auszüge aus *Der Spiegel* wurden abgedruckt in: Wehner, Exzeß der Emanzipation? Frauen im Untergrund, in: Kriminalistik 10 (1977), S. 458–459. Wehner hatte zu diesen Auszügen angemerkt, dass diese sich »streckenweise wie eine Darstellung der Geschehnisse und ihre Vorgeschichte in einem renommierten Lehrbuch der Kriminologie« lesen ließen.

minalität in den Fokus. 1972 wurde auf einem UN-Kongress über Folgen und Gründe für die steigenden Zahlen an Straftäterinnen und Terroristinnen in aller Welt diskutiert.[89]

Die Diskussionen um die Einstellung der ersten Frauen in die Schutzpolizei waren zwar von diesen Beobachtungen beeinflusst, blieben aber einem traditionellen Rollenbild verhaftet. Eine »Gleichmacherei«[90] der Geschlechter war auch nach der weiblichen Bewaffnung nicht geplant.[91] Die Medien versuchten ebenfalls, durch Betonung weiblicher sozialer Kompetenzen und weiblichen »Charmes«[92] weiterhin Geschlechterdifferenz herzustellen. Um in Wort und vor allem im Bild zu zeigen, dass Frauen im »harten Beruf«[93] tatsächlich »ihren Mann«[94] standen, setzten die meisten Journalisten und Journalistinnen aber weiterhin auf die Pistole.[95] Nachdem sich als letztes Bundesland auch Bayern zur Einstellung von Schutzpolizistinnen entschieden hatte, veröffentlichte die Fachzeitschrift *Die Polizei* eine kurze Notiz: »Die bayerische Polizei setzt auf starke Frauen«. Das zur Illustration gewählte Foto symbolisierte Stärke durch die Pistole, mit der eine Polizistin zielte. Der erste Satz der Kurzmitteilung lautete jedoch: »Jetzt setzt auch die bayerische Polizei auf das schwache Geschlecht« – und nahm damit die weibliche Stärke ein Stück weit wieder zurück.[96] Dennoch: Die »starke Frau« blieb in den Medien die bewaffnete Frau. Selbst die *Emma* wählte 1999 für ihr Schwerpunktthema »Polizistinnen« das Bild schießender Frauen im Schießkeller als Aufhänger.[97]

Blick über die Grenze: Polizistinnen und Waffen in der SBZ und DDR

In den Diskussionen um die Bewaffnung von Polizistinnen diente bisweilen der Blick über die deutsch-deutsche Grenze zur klareren Positionierung und gegenseitigen Abgrenzung. 1950 delegitimierte die *Quick* unter anderem durch ein Foto marschierender uniformierter Polizistinnen die ostdeutsche Volkspolizei (VP) als militärisch geprägte Organisation.[98] Der Landesverband NRW des Bundes deutscher Kriminalbeamter – Arbeitsgruppe WKP – bediente sich 1969 des Gegenbildes bewaffneter Volkspolizistinnen, um die Auflösung der WKP abzuwenden:

> *»Oder stellen Sie sich bitte vor, daß eine Beamtin der Kriminalpolizei gegen Banden, Einbrecher und entwichene Strafgefangene mit der Schußwaffe in der Hand tätig werden müßte. Wenn das bejaht wird, würden wir Zustände haben, in denen wir uns kaum von*

89 Rosenfeld, Anarchist Amazons, S. 359.
90 Dieser Begriff wurde zur Abgrenzung auch von Polizistinnen bis in die 1970er Jahre verwendet, so etwa in: Ilse Matthes/Waltraud Kleinlein, Frauen bei der Polizei – Reservat oder Integration?, in: Kriminalistik, 7 (1975), S. 303–305.
91 Z. B.: Frauen in der Schutzpolizei, in: Die Polizei (1986), S. 377; Frauen im Polizeivollzugsdienstes des Bundesgrenzschutzes, in: Die Polizei, 74 (1983) 8, S. 245–249.
92 Z. B.: Polizeischutz mit Charme, Oberhessische Presse, 11.8.1981; Charme in Wachstuben?, Westfälische Nachrichten, 29.1.1982.
93 Heinz Erdmann, Frauen in hartem Beruf, in: Landeshauptstadt Düsseldorf und die Polizei, o. O. 1970, S. 75–76.
94 Z. B.: Zwei junge Frauen stehen ihren Mann, Göttinger Tageblatt, 13.1.1983.
95 Z. B.: Frauen auf Streife, Weltbild, 16.9.1983, S. 26–29; Wenn's Zoff gibt, Der Spiegel, Nr. 31, 2.8.1982, S. 52–53.
96 Die bayerische Polizei setzt auf starke Frauen, in: Die Polizei, 82 (1991) 2, S. 58.
97 Polizistinnen, Emma, Juli/August 1999, S. 59–75.
98 Volkspolizei – militärisch, Quick, 3 (1950) 24, S. 802 f.

Volkspolizistinnen der DDR unterschieden. Wir können uns nicht denken, daß die Gleichberechtigung soweit gesehen werden soll.«[99]

Hier wurde der Systemvergleich in Bezug auf die Ausrüstung weiblicher Polizei dazu genutzt, tradierte Polizei- und Geschlechtermodelle zu stützen. Daher möchte ich an dieser Stelle kurz einige Grundzüge der ostdeutschen Entwicklung skizzieren.

Tatsächlich war der Umgang mit der Frage der Bewaffnung von Polizistinnen in der SBZ und DDR zumindest teilweise ein anderer. Hier waren in den Nachkriegsjahren die meisten alten Beamten entlassen und aufgrund der Personalnot viele Frauen auch in männlichen Domänen eingesetzt worden. Dresden war die erste Stadt, in der bewaffnete Frauen mit den gleichen Aufgaben wie ihre männlichen Kollegen in der Schutzpolizei arbeiteten, was das Polizeipräsidium enthusiastisch als »Bekenntnis der Dresdner Polizei für die Gleichberechtigung der Frau im gesellschaftlichen Leben« feierte.[100] Symbol der Gleichberechtigung war die Pistole. So würdigte eine Polizistin 1949 in der Zeitschrift *Die Volkspolizei* den Beitrag bewaffneter Polizistinnen zum Aufbau des neuen Staates folgendermaßen:

»Die Frau als Waffenträger ist ein Teil der Verwirklichung des jahrzehntelangen Kampfes fortschrittlicher Frauen um die Unabhängigkeit und Gleichberechtigung. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass sich fortschrittliche deutsche Frauen unter Sprengung der Fesseln ihres bisherigen Hausmütterchendaseins an die Seite des Mannes im Kampf um die Demokratisierung und die Einheit Deutschlands sowie zur Erhaltung und Sicherung des Weltfriedens gestellt haben.«[101]

Solches Pathos kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele Polizistinnen in der frühen Nachkriegszeit ihre Waffe mit Unbehagen trugen. Sie akzeptierten sie als Notwendigkeit, um sich zu verteidigen, sahen sie aber durchaus kritisch. Eine 1945 in Dresden eingestellte Polizistin erinnerte sich im Interview an ihre Haltung dazu:

»Es war immer wie so'n kleines bisschen Krabbeln im Bauch: ›Wenn du die jetzt gebrauchst, erschießt du jetzt einen und löschst ein Menschenleben aus.‹ […] Heute würd ich mir nicht mehr solche Gedanken machen, wie ich sie mir damals gemacht hab. Denn damals haben wir uns gesagt: ›Jetzt ist der Krieg zuende. Endlich, Gott sei Dank! Und jetzt trägst du auch gleich wieder eine Knarre!‹«[102] Diese Interviewpartnerin begründete ihr Unbehagen nicht mit einer geschlechtsspezischen Friedfertigkeit, sondern einer zeitspezifischen Ablehnung von Waffengewalt.

Das sahen ihre Vorgesetzten jedoch anders. Der Dresdner Polizeipräsident Max Opitz propagierte zwar »weibliche Waffenträger« als Zeichen für die Gleichberechtigung in der Polizei, äußerte jedoch zugleich Skepsis in Bezug auf deren Schießfähigkeiten. Er betrachtete es als spezifisch weibliche Eigenschaft, beim ersten Kontakt mit der Waffe ein »eigenartiges Gefühl« zu haben. Frauen benötigten seiner Meinung nach besondere Übung, bis die waf-

99 »Bund Deutscher Kriminalbeamter an den Innenminister NRW Willi Weyer«, 14.8.1969, LAV NRW R, NW 324/93. Dieses Schreiben, von der Arbeitsgruppe WKP unterzeichnet, findet sich im unverzeichneten Aktenbestand des Polizeipräsidiums Düsseldorf.

100 »Bericht der Polizei der Landeshauptstadt Dresden für die Zeit vom 1.–31. März 1946«, Polizeigeschichtliches Archiv, unverz.

101 Irene Kuhn, Die Frau im Dienste der Polizei, in: Die Volkspolizei, 2 (1949) 3, S. 5.

102 Interview mit Frau I. am 13.4.2007.

fenführende Hand »stark und fest« sei. Zwar habe bisher noch keine Frau im Dienst eine Schusswaffe eingesetzt, aber Opitz ging davon aus, dass die Polizistinnen zunehmend Sicherheit bei der Polizeiarbeit gewännen, und daraus ergebe sich »naturnotwendig dann auch die Sicherheit im Gebrauch der Waffe«.[103] Der Einsatz der Schusswaffe im Polizeidienst galt Opitz demnach als Zeichen von Stärke und Selbstbewusstsein, nicht von Unsicherheit. Für ihn stand der Kampf gegen kriminelle und zunehmend auch politische Gegner im Vordergrund polizeilichen Handelns. Damit bekam die Waffe als Symbol der Stärke ein besonderes Gewicht. Um die männliche Schlagkraft nicht zu schwächen, unterstellte Opitz bewaffnete Polizistinnen einer besonderen Kontrolle: Die Dresdner Reviere und ihre vorgesetzten Dienststellen mussten regelmäßig Berichte über Einsatz und Fähigkeiten ihrer weiblichen Polizeiangehörigen schreiben.[104] Im Frühsommer 1947 wurde eine Sonderkartei für uniformierte Polizistinnen angelegt und ein Sachbearbeiter zu ihrer Beaufsichtigung bestimmt.[105] Bezeichnenderweise galt dies nicht für die männlichen Polizeiangehörigen, obwohl auch diese größtenteils ungeschult in den Polizeidienst eingetreten waren. Es galt nur für Frauen als in doppelter Weise neuem Personal.

Im Mai 1947 befasste sich ein Bericht ausschließlich mit der Bewaffnung der Dresdner Polizistinnen. Hier beschrieb der zuständige Kommissar ein gespaltenes Verhältnis der Frauen zu ihrer Dienstwaffe. Zwar fühlten sich die meisten bei nächtlichen Streifengängen mit Pistole sicherer, am Tag lehnten sie eine Bewaffnung aber ab. Viele Polizistinnen begründeten das damit, dass sie sonst von der Bevölkerung abgelehnt würden und unter Bemerkungen litten wie »Flintenweiber«[106] oder »die können ja doch nicht schiessen«. Darüber hinaus behauptete der Berichterstatter, dass die meisten Polizistinnen sich »noch nicht die richtigen Gedanken« darüber gemacht hätten, wie es sei, tatsächlich Gewalt anzuwenden und mit der Schusswaffe einen Menschen zu verletzen oder gar zu töten.[107] Auch diese Beobachtung bezog er allein auf Frauen. Die meisten männlichen Polizisten mochten als Soldaten im Krieg diesbezügliche Erfahrungen gesammelt haben – die Konsequenzen, die diese Gewalterfahrungen für die frischgebackenen Polizisten und ihre Gegenüber haben konnten, wurden jedoch nicht hinterfragt. Trotz aller Friedensrhetorik galten in der SBZ (polizeiliche) Gewalt und militärische Ausrüstung nur dann als negativ, wenn die Westmächte sie betrieben.[108] Mit dem eskalierenden Kalten Krieg militarisierte sich die Volkspolizei. Dabei setzte die VP-Führung auf männliches Personal und entließ viele Polizistinnen oder versetzte sie in den Innendienst.[109]

103 Max Opitz, Die Frau im Polizeidienst; in: Die Volkspolizei, 1 (1948) 5/6, S. 6–9.

104 »Protokoll zu der Sitzung der verantwortlichen Leiter der Polizei«, 5.5.1947, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (SächsHStAD), 11378 LDVP, Nr. 355, Bl. 246 f.

105 Protokoll zu der Sitzung der verantwortlichen Leiter der Polizei am 12.5.1947; SächsHStAD: 11378 LDVP, Nr. 355, Bl. 244 f.

106 Die NS-Propaganda hatte den Begriff »Flintenweib« genutzt, um sowjetische Soldatinnen zu diffamieren, er war aber in der Bevölkerung bisweilen auch gegen Wehrmachtshelferinnen verwendet worden. Siehe dazu: D'Ann Campbell, Women in Combat. The World War II Experience in the United States, Great Britain, Germany, and the Soviet Union, in: The Journal of Military History, 57 (1993), S. 301–323.

107 »Kdo der Ordnungspolizei an den PP Dresden«, 16.5.1947, SächsHStAD, 11378 LDVP, Nr. 370.

108 Z. B.: Herbert Möller, Die Erziehung zum unbedingten Gehorsam, in: Die Volkspolizei, 8 (1955) 17, S. 29–31.

109 Vgl. Richard Bessel, »Besonders schwierig … weltanschaulich zu schulen«. Volkspolizistinnen in der SBZ und frühen DDR 1945–1952; in: Gerhard Fürmetz/Herbert Reinke/Klaus Weinhauer

Erst ab Mitte der 1960er Jahre wurden Polizistinnen wieder zunehmend in die Volkspolizei eingestellt – allerdings waren sie nun nicht mehr in der Schutzpolizei tätig. Die meisten im operativen Dienst eingesetzten Frauen arbeiteten in der Verkehrs- und Kriminalpolizei.[110] Die Medien in der DDR charakterisierten die Polizistinnen als selbstbewusst und gleichberechtigt. Ein Artikel in der Frauenzeitschrift *Für Dich* stellte 1966 den Beruf der Kriminalbeamtin vor und druckte dazu ein Foto einer jungen Kriminalistin ab, die gerade eine Pistole untersucht. Im Vordergrund stand hier jedoch die kriminalistische Ebene, denn die Bildunterschrift lautete: »Wurde aus der Pistole geschossen?«[111] Die DDR-Medien zeigten keine Bilder von Polizistinnen im Einsatz mit der Waffe. Im Gegensatz zu Männern waren Frauen nicht mit Gasmaske und Kalaschnikow, sondern nur bei der Judoausbildung zu sehen.[112] Ungeachtet solcher offiziellen Darstellungen war ein hartes militärisches Training jedoch obligatorischer Teil der polizeilichen Grund- wie Offiziersausbildung für Frauen wie für Männer.[113] Auch Frauen schossen mit der Pistole und der Kalaschnikow, warfen Handgranaten, mussten einen 3000 m-Lauf absolvieren, durch Tunnel robben, mit Gasmaske marschieren und die Sturmbahn überwinden. Schließlich beschwerten sich Offiziersanwärterinnen beim Arzt über die harten Anforderungen. Die Auffassung, dass Männer »biologisch«[114] besser für solche Dinge geeignet seien, setzte sich durch, und die Anforderungen für Frauen wurden leicht reduziert.[115]

Die militärische Ausbildung an sich wurde in der DDR jedoch nicht hinterfragt. Die Waffe kollidierte auch nicht unbedingt mit dem Weiblichkeitsbild junger Frauen. Teilnehmerinnen eines Dienstanfängerlehrgangs fotografierten sich in den 1960er Jahren spielerisch am Schießstand: breitbeinig, den freien Arm in die Hüfte gestemmt, allein oder gemeinsam mit einer Kollegin, lachend mit der Pistole in unterschiedliche Richtungen zielend.[116] Dies waren allerdings inoffizielle und verbotene Aufnahmen, die nicht mit der Selbstdarstellung der Volkspolizei übereinstimmten. Die Waffenausbildung der Anwärter und Anwärterinnen erfolgte abseits der Öffentlichkeit. Im Alltag waren die Verkehrs- und Kriminalpolizistinnen nicht oder zumindest nicht sichtbar bewaffnet. Die Schutzpolizei blieb Frauen bis auf Ausnahmen verschlossen[117] und damit diente die Waffe auch in der Propaganda nicht mehr als Symbol der Gleichberechtigung.

(Hg.), Nachkriegspolizei. Sicherheit und Ordnung in Ost- und Westdeutschland 1945–1969, Hamburg 2001, S. 155–167.

110 Darüber hinaus arbeiteten sehr viele Frauen im Bereich Pass- und Meldewesen. Siehe: Blum, Polizistinnen, S. 248–249.

111 Arnim Meier, Sie träumen nicht von Sherlock Holmes, Für dich, 2. Juliheft 1966, S. 22–25.

112 Männliche Polizisten wurden bisweilen in der militärischen Ausbildung abgebildet. Die *Volkspolizei* fotografierte 1960 eine Gruppe bei der Überwindung der Sturmbahn und kommentierte, jeder Volkspolizist müsse lernen, »auch unter starken physischen Belastungen seine Kampfaufgaben zu erfüllen«. In: Für den Einsatz gerüstet sein, in: Die Volkspolizei, 13 (1960) 11. Vergleichbare Bilder von Frauen sind mir nicht bekannt. Die Zeitschrift *Für Dich* zeigte stattdessen Polizistinnen bei der Judoausbildung. In: Meier, Sie träumen nicht, S. 22–25.

113 Interview mit Frau B. am 7.2.2006.

114 Für diese Dinge sei »der biologische Aufbau des Mannes besser geeignet« gewesen. Interview mit Frau B. am 7.2.2006.

115 Interview mit Frau B. am 7.2.2006 und mit Frau G. am 9.2.2006.

116 Fotos aus Privatbesitz.

117 Vgl. Blum, Polizistinnen, S. 285.

Polizistinnen und Waffen

Über alle politischen Brüche hinweg wurde also immer wieder die Frage diskutiert, bis zu welchem Grad und in welcher Form die Polizei legitim Gewalt ausüben dürfe. In diesen Diskussionen kam der Bewaffnung von Polizistinnen eine besondere Bedeutung zu, da Frauen zunächst eine besondere und ›ergänzende‹ Rolle in der deutschen Polizei innehatten.

Bis in die westdeutschen Nachkriegsjahre hinein begriff sich die waffenlose WKP als bewusster Gegenpol zu der als gewaltbereit empfundenen männlichen Polizei. Das britische Konzept einer im Dienstalltag unbewaffnet agierenden ›Bürgerpolizei‹ machte männliche Polizisten in gefährlichen Situationen von der Unterstützung durch Kollegen und Öffentlichkeit abhängig. Dies empfanden sie als Degradierung, denn diese Abhängigkeit hatte bis dahin nur für Frauen gegolten. Sowohl für die männliche als auch für die weibliche westdeutsche Polizei war zur Aufrechterhaltung ihres Leitbildes die gegenseitige Abgrenzung wichtig, und dafür nutzten beide Seiten die Waffe – bzw. den Verzicht auf die Waffe – als Symbol. Im Gegensatz dazu brach die frühe SBZ mit der polizeilichen Geschlechterpolarität und nutzte die Waffe in der Hand von Polizistinnen für kurze Zeit als Symbol der Gleichberechtigung – wenn auch nur im Text, denn auf offiziellen Fotos waren weibliche Polizeiangehörige stets ohne Pistole zu sehen. Da jedoch die VP-Führung ihrer eigenen Propaganda zum Teil skeptisch gegenüberstand und Frauen im Waffengebrauch als weniger verlässlich einschätzte, wurde die Verbindung von Männlichkeit und Waffengewalt nur kurze Zeit gebrochen.

Unbewaffnetes Agieren blieb in Westdeutschland weiblich konnotiert. Zwar ließen auch manche männlichen Kriminalisten die Waffe mitunter zu Hause und gingen auch zu schwierigen Einsätzen gern »mit einer geschickt agierenden Kollegin«, aber sie betrachteten dies als persönliche Entscheidung, die sie entsprechend für sich behielten.[118] Da die weibliche Polizei ihren Verzicht auf Bewaffnung zur Abgrenzung gegenüber den männlichen Kollegen nutzte, konnte sie ihr Polizei-Ideal nicht auf die männliche Organisation übertragen. Erst mit den Reformbestrebungen der allgemeinen Polizei – und damit zu einer Zeit, als die WKP ihre Legitimation verlor – wurde auch in polizeilichen Fachzeitschriften stärker die Frage thematisiert, ob nicht ein defensives, sozial kompetentes Auftreten Aggressionen am besten im Keim ersticken könne.[119] Erst die Einbeziehung von Frauen in die allgemeine Kriminal- und in die Schutzpolizei und die gesellschaftliche Wahrnehmung, dass im Linksterrorismus Frauen eine führende Rolle spielten, brach in Westdeutschland mit der klaren Verbindung von polizeilicher Waffengewalt und Männlichkeit. Der Wandel der Geschlechterbilder stellte nun auch die Grundannahme männlicher Stärke und Überlegenheit infrage und ließ die Vorstellung zu, dass Polizisten in manchen Situationen auf die (bewaffnete) Unterstützung einer Kollegin angewiesen sein könnten. Die Pistole – die nun von Polizisten und Polizistinnen getragen wurde – bezeichnete nach außen die Gleichberechtigung, gleichzeitig jedoch hatte sie den Nimbus als unumstößliches Symbol von Autorität und Stärke verloren. Polizeilicher Waffengebrauch war fortan Gegenstand kritischer Nachfragen.

118 Wehner-Davin, Gleiche Rechte, S. 464.

119 Z. B.: Uwe Füllgrabe, Psychologische Probleme des Waffentragens, in: Die Polizei, 65 (1974) 7, S. 201–204.